

ing assignment for university and college courses on genocide.

**Friedrich Balke: Figuren der Souveränität, München: Wilhelm Fink, 2009, 545 S.**

Rezensiert von  
Helmut Goerlich, Leipzig

Die philosophische Habilitationsschrift des Weimarer Professors für „Geschichte der Theorie künstlicher Welten“ befasst sich mit Souveränität nicht als mit einer notwendigen, staatsrechtlich-juristischen Figur – wie etwa in jüngerer Zeit hierzulande Dieter Grimm oder viele andere unter Aspekten der europäischen Integration, ohne diese dabei kategorial in Frage zu stellen. Sie geht vielmehr Phänomenen der Souveränität vom totalen Staat bis zum individuellen Gewissen nach und kommt dabei vielen Dingen in einer Weise auf die Spur, wie sie traditionelle Souveränitätsforschung überhaupt nicht erschließen kann. Dabei erweist sich die Arbeit als historisch-sozialwissenschaftliche Untersuchung, die auch die moderne Soziologie etwa Foucaults oder Derridas einbezieht, zugleich jedoch die großen Klassiker der Moderne wie Bodin, Spinoza und Hobbes nicht auslässt und sogar wagt, die griechische Antike aufzusuchen und zum Thema abzuklopfen; letztere wird über Shakespeares Julius Cäsar und die Rechtskonflikte der Antigone erreicht. Möglich ist die so breite Anlage der Schrift deshalb, weil der Autor die souveräne, umfassende

Befugnis zur Setzung rechtlicher Ordnung und der Verfügung von Ausnahmen von dieser nicht nur der Polis oder dem modernen Staat zuordnet, sondern einen souveränen Machtanspruch auch denen, die sich ausgegrenzt in einer deklassierenden Position ohnmächtiger Minderheit befinden, zuspricht. Dabei berufen diese nicht etwa Rechte im modernen Sinne, wie sie heute dem Individuum zugeordnet erscheinen, sondern nehmen eine ontisch geprägte Disposition ihrer Gattung in Anspruch, sei es des Gewissens, eines Für-Wahr-Haltens, der vom Bewusstsein geprägten Meinung, sei es eines alternativen, dem Menschen ontisch vorgegebenen anderen Rechts. Dadurch kann die Schrift zudem auch sozialpsychologische, geschlechterspezifische und sexuelle Orientierungen einbeziehen in ein ausgespanntes umfassendes Feld der Deutung aller sozialen und politischen Beziehungen, die die menschliche Existenz bestimmen können. Deswegen ist auch gar nicht erstaunlich, dass die Arbeit Titel und Autoren einbezieht, die der Jurist fern des Themas sieht und allenfalls als Gegenstände seiner Interessen jenseits des Staates und der politischen Ordnung zu verstehen geneigt ist. Die Weite des phänomenologischen Vorgehens der Untersuchung gewinnt indes ihre Legitimation durch ihre Ergebnisse. Es geht um ein Inventar der Erscheinungen, wie sie sich heute darstellen, nicht um ein historisches Kaleidoskop präziser Bilder von geschichtswissenschaftlich und philosophiegeschichtlich oder staats-theoretisch erschlossenen Gegenständen. Auch ist der sozusagen ungeschichtliche Umgang mit historischen Gegenständen gerechtfertigt, wenn man bedenkt, dass all die damit verfügbar gemachten Topoi nur idealtypisch zu verstehen sind, hier

also weder geschichtliche Ereignisse oder Personen noch literarische Darstellungen solcher Erscheinungen mit Methoden und Wahrheitsansprüchen traditioneller engerer historischer, literarischer oder gar dogmatischer Fächer erschlossen werden sollen. Es geht, wie die Ausweisung der Professur des Autors heute sagt, jeweils um künstliche Welten, um Figurationen menschlicher Konstruktionen, nicht um die empirisch orientierte Rekonstruktion von geschichtlichen Wirklichkeiten.

Entfaltet wird das Werk – für einen biederen Juristen in seinen Schritten und Themen oft und zunehmend, höflich ausgedrückt, überraschend – nach einer Einleitung in elf Kapiteln. Zunächst findet man Herrschaftsszenen. Zuerst das Bild der Einsetzung des Souveräns bei Jean Bodin. Dann die Zuordnung von Himmel und Erde. Darauf die künstliche Unsterblichkeit des Souveräns, an Thomas Hobbes und Ernst Kantorowicz entwickelt; dabei ist die Lehre von den beiden Körpern des Königs von Bedeutung. Alsdann findet sich das Verhältnis zum Bürger als Untertan geklärt und in William Shakespeares Julius Cäsar gespiegelt, was die Rache des Souveräns als Antwort hervorruft. Dann folgt das zweite Kapitel, „Antigone“ überschrieben; es spinnt das erste fort in einer Darstellung der Politik des Schreckens. Darauf folgen Hinweise auf Regelverletzungen, etwa angesichts der kraft Rechtstitels der Herrschaft über die Toten versagten Bestattung des Polyneikes, und auf Antigones Charakter als einer „Ausnahme von der Ausnahme“ sowie schließlich überhaupt auf die Welt der Übertretungen. Das führt im dritten Kapitel dann zum Volk: Zunächst als Darstellung einer Form der Herrschaft, dann im Sturz des Tyrannen als Aktion der

großen Zahl. Und darauf zur Ökonomisierung des Politischen als Form der Regierungskunst und schließlich noch einmal zurück zu Antigone, die so ein Haus und dessen Recht verlässt, was in Anforderungen an die Politik im Sinne von Michel Foucault führt, die der „Parrhesia“ zu genügen hat: Alles muss sich aussprechen können in Offenheit, Wahrheit, der Kritik – auch in Gefahr – als Teil der Pflicht kraft des moralischen Gesetzes. Das vierte Kapitel, angelehnt an Baruch Spinoza, widmet sich auf diesen Grundlagen erneut der Herrschaft, nun ihrem inneren Wesen. Zunächst werden Isomorphien von Herrschaftsformen verhandelt. Dann findet die Arbeit ein Maß zwischen Medizin und Meditation. Darauf erscheint das Subjekt als Rechtstitel. Dies wird an der Einzigartigkeit der politischen Philosophie Spinozas deutlich. Sie erlaubt, das Politische auf die große Zahl, später das Volk, zu beziehen und verweist damit auf die – bei Spinoza immer maßgebliche – Legitimation der Herrschaft allein durch die Beherrschten. Das fünfte Kapitel widmet die Arbeit ganz Michel de Montaigne, allerdings – und einem soziologischen Laien darum nicht verständlicher – vermittelt von Michel Foucault und René Descartes sowie anderen mehr. Das erlaubt so bizarre Abschnitte wie – im Sinne Descartes' als eine Frucht eines irrsinnigen cogito – „Ich bin ein König“, „Gefahr des Diskurses“, „Ich-Malerei“, „Der abwesende Text im Zentrum“ und „Freundschaft mit Toten“ – wobei der Duktus hier immer assoziativer und nahezu unverständlich gerät. Das nächste, nicht weniger dunkle – sechste – Kapitel handelt von „Fetisch“ unter den eleganten Abschnitten „Gemeinschaft des Nichtigen“, „Die ungewollte Entde-

ckung“, „Die Rückkehr des Königs als Fetisch“, „Der Hermaphrodit oder die widerrechtliche Aneignung des Phallus“ und schließlich „Das ‚moy premier‘ als Fetisch“. Das siebte Kapitel befasst sich mit dem Subjekt des Souveräns. Es weist auf den geschichtsphilosophischen Einschnitt des Lobs und der Herrschaft des Königs in der Geschichte hin. Das führt zu Ruhm und Pathos in Gestalt von „Corps glorieux, corps pathétique“, wieder im Sinne der Lehre von den beiden Körpern des Königs, die dann die Staatsräson, den Staatsstreich und das Staatstheater prägen. Das spiegelt sich dann in der Tragödie bei Jean Racine, insbesondere in seiner „Phädra“, und endet in Besessenheit. Das achte Kapitel kommt zur Gegenwart in neuen Verortungen, sozusagen von Hobbes bis Martin Heidegger. Das beginnt sprachphilosophisch mit einer Spiegelung der Krankheit der Politik in der Krankheit der Wörter. Es setzt sich fort in einer Verortung der Häresie. Die Entfremdung findet man dann in Heideggers Schilderung von Bauernschuhen an Hand von zwei Bildern des Malers Vincent van Gogh. Es führt in die dem Tod Ausgesetztheit als Dasein. Politisch praktisch verweist hier die Schrift auf Entrechtung und Staatenlosigkeit, die – im Sinne von Hannah Arendt – die Gefahr des alles ordnenden totalen Polizeistaates heraufbeschwören. Dann befasst sich das Kapitel mit Heideggers „Sein und Zeit“, mit der „Macht des Rufes“. Das führt zu „Polis, Pol und Polarisierung“ und schließlich zur „Souveränität der Geschichte“, wenn nicht zu dem Souverän, „der Geschichte macht“. Und das neunte Kapitel als Schlussstein verhandelt „die Sorge des Hausvaters“ (Kafka), in psychologischen und literarischen Bezügen von Anomie

und Angst, im Angesicht der Staatenlosigkeit, dann gespiegelt in der Erzählung von Franz Kafka und schließlich in dem Diktum „Odradek non moritur“, wobei Odradek eben eine kafkaeske Figur in jener Geschichte ist und mit dieser Sentenz daran erinnert, dass nach einer verbreiteten Überlieferung der König, also der Souverän, niemals stirbt. Daran fügt sich noch ein Schluss des Buches, der zusammenfasst und verständlich macht, was undeutlich geblieben ist.

Dieser kursorische Weg durch das Buch macht vielleicht deutlich, dass es – ganz im Sinne der Ausweisung des Lehrstuhls seines Autors – erfahrene und erlesene Welten verbindet, die die Fachdisziplinen nicht zusammenbringen. Dadurch sucht es kulturgeschichtliche Einsichten zu gewinnen und so eine größere, eben Welten umfassende Orientierung zu verschaffen. Das gelingt einsichtig oft, aber nicht immer, zum Teil auch wegen der nicht ausreichenden Vorbildung – um nicht zu sagen Bildung – des Rezensenten als Leser. Es zeigt aber gewiss, in welchem Maße Versatzstücke der Politischen Theorie, der Theologie, all dies gespiegelt in verschiedenen Formen der Kunst und Literatur, eine Eigenständigkeit entfalten, sich verselbständigen und erhalten bleiben, auch wenn sie in der ursprünglichen Erscheinung ihrer Herkunft längst überholt erscheinen. In diesem Sinne ist auch die Verwendung der neueren französischen Soziologie und politischen Philosophie insbesondere von Michel Foucault und Jacques Derrida zu begrüßen. Sie liefern Sonden, um die Dinge aufzuspüren und in den erforderlichen Zusammenhang zu stellen. In diesem Sinne steht zu hoffen, dass das Buch jenseits esoterischer Leserkreise

und eines vielleicht schon eingeschränkt verständigen Feuilletons wahrgenommen und aufgegriffen wird. Schließlich sind wir darauf angewiesen, unsere Welten in dieser Welt zu verstehen, wollen wir sie angemessen interpretieren. Dies ist aber umso schwerer, je mehr Geschichte und Geschichten – letzteres auch im Sinne der Denkfiguren, Gestaltungen, ja auch symbolischen, schon völlig verborgenen Kürzel, die von ihnen zeugen – hinter diesen Welten stehen. Daher sind solche Arbeiten ungemein wichtig, weil sie letztlich zu einem besseren Verständnis der eigenen Welten helfen.

Anmerkung:

- 1 Thomas Raithel, Andreas Rödder, Andreas Wirsching (Hrsg.), *Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren*, München 2009; Anselm Doering-Manteuffel, Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2008; Konrad H. Jarausch (Hrsg.), *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008.

**Frédéric Barbier (Hrsg.): *Histoire et civilisation du livre* (= *Revue internationale* 6, 2010), Genève: Librairie Droz S.A, 2010, 442 S.**

Rezensiert von  
Juliette Guilbaud, Frankfurt am  
Main

Diese einmal pro Jahr erscheinende Zeitschrift braucht man den Buchhistorikern nicht mehr vorzustellen. Sie verdient schon lange weitere Beachtung, besonders von

Literatur bzw. anderen Geschichtswissenschaftlern. Davon zeugt auch die letzte Ausgabe von 2010. Der Band ist in vier Hauptteile sehr unterschiedlichen Umfangs gegliedert: einen ersten, historiographisch orientierten Teil (S. 7-31), ein Themendossier über den sogenannten Paratext mit acht Beiträgen und ausführlichem Namens und Titelverzeichnis (S. 33-189), fünf einzelne Studien über europäische Buchgeschichte von der Frühen Neuzeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts (S. 191-327) und mehrere Besprechungen (zwei Tagungsberichte und ca. 30 Rezensionen, S. 329-440).

Die zwei ersten Beiträge würdigen auf unterschiedliche Weise die Leistungen von Lucien Febvre und Henri Jean Martin auf dem Gebiet der Buchgeschichte. Im ersten Beitrag wird kritisch untersucht, inwieweit ihr Einfluss sich über die französischen akademischen Grenzen hinaus verbreitet hat. Der Aufsatz von Mario Infelise handelt nämlich von der Buchgeschichte in Italien und ihrer langsamen Entwicklung zu einem heute anerkannten akademischen Fach seit dem 19. Jahrhundert. Infelise betont, dass das bahnbrechende Werk von Febvre und Martin (*L'Apparition du livre*, Paris 1957) nur zögernd rezipiert und erst zwanzig Jahre später, zudem mit gewissen Vorbehalten, ins Italienische übersetzt wurde. Im zweiten Beitrag hat Frédéric Barbier eine Auswahl von Briefen herausgegeben, die Martin (1952–1956) als „Nachwuchswissenschaftler“ von seinem Professor Febvre bekam, als sie gemeinsam an der *Apparition du livre* zusammenarbeiteten.

Bevor ich zum Themendossier zurückkomme, möchte ich die einzelnen Studien berücksichtigen. In seinem Aufsatz